März 2019

CURAVIVA.CH

gazette

berufsbildung weiterbildung sozialpädagogik kindererziehung gemeindeanimation

Unser Thema
Was unterscheidet Erziehungsarbeit der Eltern von jener in der Kita? Zwei Profi-Erzieherinnen erklären. Seite 6

Neues aus der Bildung
60 Jahre und noch immer agil? Die Höhere Fachschule für Sozialpädagogik hsl feiert Geburtstag. Seite 10

Porträt
Konzertbesuch auch für Gehörlose? Dolmetscherin Lilly Kahler übersetzt Musik in Gebärdensprache. Seite 14

Professionalität im Blickpunkt

Im Berufsalltag ist professionelles Handeln gefragt. Doch was genau macht einen Profi aus? Sieben Gesprächspartnerinnen und -partner beleuchten unterschiedliche Facetten dieses Begriffs.

Wir kennen den Fussballprofi, die Profifotografin, den Kochprofi, den Computerprofi, die Profimusikerin. Beim Wort «Profi» denkt man an Begriffe wie seriös, ernsthaft, erfahren, qualifiziert, routiniert, sachkundig. Dennoch ist es herausfordernd, Professionalität zu definieren. Wir haben verschiedenste Personen befragt, was sie unter professionellem Handeln im Sozial- oder Gesundheitswesen verstehen – vom Institutionsleiter über die Organisationsberaterin bis hin zur Bewohnerin in einem Altersheim. Dabei zeigen sich Gemeinsamkeiten und auch einige spannende Differenzen.

weiter auf Seite 3 ›

Inhalt

Unser Thema: Professionalität
Professionalität im Blickpunkt 1

Aufmerksam sein in jeder Handlung 6

Hohe Konzentration und Präsenz gefordert 8

Neues aus der Bildung 10

Geflüstert 11

Reportage 12

Porträt 14

Die andere Seite von … 16

Die Fotos in dieser Nummer

Was unterscheidet «normale» Arbeit von professioneller Arbeit? Das Atelier LU Couture, wo Monique Witter die Fotos dieser Nummer aufgenommen hat, beschreibt dies auf seiner Website so: «Wir verarbeiten hochwertige Stoffe nach Kundenwünschen. Massgeschneidert, in feinster Handarbeit für Damen und Herren. Bereits erworbene Kleidungsstücke erhalten dank kleinen Änderungen den letzten Schliff und die ideale Passform.» Im übertragenen Sinn könnte man wohl die Arbeit in den Institutionen auch so sehen. Vielen Dank, dass wir den professionellen Schneiderinnen bei der Arbeit über die Schulter schauen durften.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser

Spontan habe ich zugesagt, das Editorial zum Thema Professionalität zu verfassen. «Ist doch klar, was darunter zu verstehen ist», sagte ich mir. Mehr als ein Jahrzehnt war meine Profession, Schülerinnen und Schüler beim Übergang von der Schule zum Beruf zu begleiten. Auch Erwachsene, die ihren Beruf wechseln oder ihre Arbeit mit mehr Kompetenz, also professioneller, angehen wollten, habe ich beraten.

Bei eingehender Reflexion und Lektüre der Beiträge in dieser «gazette» hat der Begriff Professionalität aber mehr Facetten erhalten.

Reicht es, zu Beginn der Berufslaufbahn eine Ausbildung zu machen, sodass mit gutem Gewissen bis zur Pensionierung professionell gearbeitet werden kann? Ab wann wird Berufserfahrung zu Professionalität? Erst, wenn nach erfolgreich durchlaufenem Validierungsverfahren ein Fähigkeitszeugnis ausgestellt wird? Fragen, die sich nicht ganz einfach beantworten lassen.

Klar ist jedoch, Professionalität wächst nicht von alleine, Aufbau und Erhalt brauchen Aufmerksamkeit und ein stetiges Engagement – von Seiten der Arbeitgeber, aber auch von den Mitarbeitenden.

Als «professionell» wird gemeinhin eine Tätigkeit verstanden, die als Beruf ausgeübt wird. Das Gegenteil, «unprofessionell», beschreibt jedoch ein Defizit und Negativum, etwa wenn sich Profis nicht nach den Regeln der Kunst des Berufsstandes verhalten. Es ist mir ein Anliegen, «unprofessionell» von «nichtprofessionell», das ich auf Laien beziehe, abzugrenzen. Diese übernehmen im Rahmen von Freiwilligenarbeit wichtige Aufgaben. Darüber haben wir in der letzten «gazette» ausführlich berichtet.

In der aktuellen «gazette» finden Sie ganz unterschiedliche Blickwinkel und Erfahrungen zu Professionalität. Spannend ist auch, was Betroffene selber mit Professionalität assoziieren.

Ich wünsche Ihnen viel Spass beim Lesen.

M. Weder

Monika Weder
Leiterin Geschäftsbereich Bildung

Manchmal entscheiden Nuancen.

Neue Ideen entwickeln.

> Fortsetzung von Seite 1

Olivier Dahli (48) ist Kursleiter und Dozent an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik hsl Luzern. Er setzt sich tagtäglich damit auseinander, welche Kompetenzen die Ausbildung vermitteln soll, damit die Studierenden in der Praxis professionell handeln können. Als Kürzestfassung umschreibt er Professionalität mit «fachlich fundiertem, reflektiertem und begründbarem Arbeiten». Die hsl bilde ihre Studierenden in sechs Kompetenzbereichen aus: Persönlichkeit/Berufsidentität, systemisches Verständnis, musisches Gestalten im Sinne von Gestaltung des Lebensraumes, Kompetenzen in Vielfalt/Diversität wie Interkulturalität oder Genderfragen, Arbeiten mit und in Organisationen sowie systemisches Denken und Handeln im konkreten Alltag und in der Fallarbeit. Die Vermittlung von Kompetenzen in der Theorie sei wichtig, so Dahli. Entscheidend sei jedoch deren Umsetzung in der Praxis. «Dazu arbeiten wir eng mit Arbeitgebern zusammen und sorgen mit einem regelmässigen Austausch dafür, dass das Wissen verbunden wird.» Olivier Dahli ist überzeugt, dass gerade diese Praxisnähe eine hohe Professionalität ermöglicht und damit ein Schlüssel zum Erfolg ist.

Mit beiden Beinen in der Praxis steht **Romano Erzer** (33), Institutionsleiter des «Wölfli Huus» in Triengen und Leiter des Vereins Intakt in Solothurn und Neuendorf. Das «Wölfli Huus» und der Verein Intakt bieten betreutes Wohnen für Menschen mit psychischer Beeinträchtigung an. «Professionelles Handeln bedingt ein hohes Mass an Fachkenntnissen, Fertigkeiten, Fähigkeiten und Problemlösungskompetenzen», sagt Romano Erzer. Gefragt sei zudem die Bereitschaft der Mitarbeitenden, sich selber zu reflektieren und stetig weiterzubilden. Die Institution sei gefordert, optimale Betriebsstrukturen zu schaffen und ihre Prozesse kontinuierlich zu verbessern. Der Begriff «Verantwortung» ist für Romano Erzer dabei besonders wichtig. «Professionelles Handeln ist die Bereitschaft des Einzelnen, sich sozial verantwortlich zu verhalten. Einerseits ist ein verantwortlicher Umgang mit den öffentlichen Geldern gefordert, welche uns zur Verfügung stehen. Andererseits tragen wir insbesondere eine soziale Verantwortung gegenüber unseren Klientinnen und Klienten. Sie stehen immer im Zentrum unserer Arbeit, und ihnen wollen wir gerecht werden.» Wirtschaftlichkeit und Professionalität sind für Romano Erzer übrigens keine unvereinbaren Gegensätze. «Aber es ist klar, dass Qualität Geld kostet.»

Gerade bezüglich Wirtschaftlichkeit hat **Ernst Jörin** (67) eine pointierte Haltung. Seit einem Unfall vor sieben Jahren ist er Tetraplegiker. Trotzdem lebt er alleine in seinem Haus in Wildhaus – dank verschiedenen Assistenzdiensten, welche er selber organisiert. «Das SVA-Assistenz-Modell ist für mich fast wie ein neu geschenktes Leben», sagt er. Ernst Jörin steht ein bestimmter Kredit zur Verfügung, und er bestimmt selber, welche Dienstleistungen flexibel von wem erbracht werden. «Das erlaubt mir, dass ich nicht in allen Bereichen professionelle Institutionen einschalten muss. Und dadurch lebe ich viel kosteneffizienter.» Der Begriff «Professionalität» sei für ihn ein Reizwort. «Unter dem Decknamen Professionalität wird an vielen Orten die Administration aufgebauscht und es entsteht Ineffizienz», sagt er und nennt ein Beispiel: Manche Büroarbeiten könne er mit seinen eingeschränkten Fingern fast nicht bewältigen. Des-

Werkzeuge anwenden können.

Verschiedene Varianten prüfen.

halb ist ihm jeweils die Mitarbeiterin der Privat-Spitex behilflich, welche ohnehin morgens und abends für pflegerische Leistungen vor Ort ist. «Das ist doch viel effizienter, als wenn ich einen Treuhänder bezahlen müsste.» Eineinhalb Jahre lang kämpfte der Tetraplegiker, bis die Versicherung das Einverständnis für das Assistenzmodell gab – «obwohl dieses Modell gesamthaft deutlich kostengünstiger ist als ein Heimplatz», betont Jörin. Unser Gesundheits- und Sozialbereich brauche nicht mehr Professionalität. Viel wichtiger sei, individuell die beste und effizienteste Lösung für einen bestimmten Menschen zu finden.

Individuelle Betreuung und Professionalität schliessen sich nicht aus. Davon ist **Erika Stutz** (41) überzeugt. Die Geschäftsleiterin der Residio AG in Hochdorf ist für zwei Alters- und Pflegeheime mit fast 200 Bewohnenden und rund 220 Mitarbeitenden verantwortlich. «Wir ermöglichen Lebensqualität.» – So lautet die kürzlich formulierte «Mission» der Alterseinrichtung als langfristiger Unternehmensauftrag. Lebensqualität bedeute für jeden Menschen etwas anderes, so Erika Stutz. «Deshalb ist eine Kernkompetenz des professionellen Handelns, dass wir Menschen bei uns so individuell wie möglich begleiten.» Das klingt simpel. «Doch im Alltag ist es eine höchst anspruchsvolle Aufgabe, sich immer wieder zu überlegen, wie wir die Menschen in unseren Häusern unterstützen können, damit sie eine hohe Lebensqualität erreichen können», sagt sie. Über diese Frage machen sich die Mitarbeitenden der Residio AG momentan grundsätzliche Gedanken. Ausgehend von der «Mission» wird aktuell das Leitbild des Hauses überarbeitet. In diesen Prozess werden Mitarbeitende sämtlicher Hierarchiestufen einbezogen. «Lebensqualität ist nur ein Wort. Es ist wichtig, dass wir alle miteinander in den Diskurs gehen und überlegen, wie wir diese Lebensqualität in unserer täglichen Arbeit umsetzen können.»

Gemeinsame Werte zu haben, das ist auch für **Maja Nagel Dettling** (61) ein wichtiger Aspekt des qualitätsvollen professionellen Handelns. Sie arbeitet seit 20 Jahren als selbständige Bildungs- und Organisationsberaterin. «Viele Institutionen haben Leitbilder oder ethische Richtlinien. Doch manchmal werden diese nicht in den Alltag integriert.» Dabei sei es für Mitarbeitende wichtig, sich an bestimmten ethischen Richtlinien orientieren zu können. Das bringe Sicherheit in der Handlung. Ein zweiter wichtiger Aspekt der Professionalität ist für Maja Nagel «die fundierte Analyse der Anforderungen von Anwendungssituationen in der Praxis». In einfachen Worten gesagt: Professionell bedeutet nicht, dass eine Institution nur top ausgebildete Mitarbeitende habe, sondern dass man genau analysiere, für welche Aufgaben welche Qualifikationen wichtig seien. Und schliesslich spricht Maja Nagel einen dritten Punkt an, der oftmals vernachlässigt werde: «Man redet häufig von Fachkenntnissen. In den Ausbildungen wird Wissen vermittelt, und vieles ist auf Effizienz getrimmt. Ich plädiere jedoch für ein humanistisches Bildungsideal, welches den ganzen Menschen bildet.» Im Sozial- und Gesundheitsbereich finde ein hohes Mass an Interaktion statt. Dies erfordere

Individuelle Lösungen suchen.

Kommunikations-, Empathie- und Konfliktfähigkeit. «Dafür brauchen wir Sozial- und Selbstkompetenz. Ich muss verstehen können, wie Menschen funktionieren.» Maja Nagel wünscht sich, dass Schlüsselqualifikationen wie Reflexionsfähigkeit, Diskursfähigkeit, soziale Interaktion, Kommunikation, Flexibilität, Problemlösungsfähigkeit oder Teamfähigkeit in den Ausbildungen mehr Gewicht erhalten und auch in den Institutionen weiter geschult werden.

Eine ganzheitliche Sichtweise auf das Thema Professionalität hat auch **Irene Frey** (55). Sie hat bei CURAVIVA Weiterbildung den neuen Lehrgang Langzeitpflege und -betreuung absolviert, die eidgenössische Berufsprüfung mit Erfolg bestanden und arbeitet heute im Alterszentrum Dreilinden in Rotkreuz. Professionalität bedeute, den Menschen umfassend, mit Körper, Seele und Geist zu betrachten und die Lebensqualität in allen drei Bereichen und bis zum Tod dieser Person hoch zu halten. Besonders wichtig in der täglichen Arbeit sei Empathie: «In unserem Beruf muss man «in den Schuhen der anderen gehen» können. Es wäre unprofessionell, eine schwierige Situation aus meiner eigenen Optik zu betrachten.» Bestehen für Irene Frey Parallelen zwischen einem Fussballprofi und einem Profi im Sozial- oder Gesundheitsbereich? «Ja, klar», sagt sie, «auch ich brauche Ausdauer. Und wie im Fussball ist auch bei uns das Team sehr wichtig. Wenn die Skills jedes Mitarbeitenden richtig eingesetzt sind, gewinnen die Bewohnenden, und die Arbeit macht erst noch mehr Freude.» Die Ausbildung zur Fachfrau Langzeitpflege und -betreuung habe sie in ihrem professionellen Handeln weitergebracht, ist Irene Frey überzeugt. «Ich habe mein Praxiswissen mit der Theorie verknüpft. Heute kann ich mit Argumenten erklären, weshalb ich etwas so und nicht anders mache.» Ausgelernt habe man allerdings nie. «Professionalität ist ein Lernprozess, an dem man ein Leben lang dran ist.»

Abschliessend erhält unsere älteste Gesprächspartnerin das Wort zum Thema Professionalität. **Renate Zingg** (86) wohnt seit Herbst 2018 im Betagtenzentrum Wesemlin in Luzern und weiss genau, was sie von einer professionellen Betreuung erwartet. «In erster Linie wünsche ich, dass nicht alle Bewohnenden über denselben Leist geschlagen werden», sagt sie. Das Personal sollte der Individualität der Bewohnenden gerecht werden. Für Renate Zingg beispielsweise sind gepflegte Umgangsformen und Höflichkeit sehr wichtig. Und Respekt gegenüber ihrer Privatsphäre. «Manchmal klopft es, und schon fliegt die Türe auf. Man könnte die Tür auch einen Spalt weit öffnen und fragen: Darf ich reinkommen?» Professionalität bedeute, dass sich die Mitarbeitenden in die Bewohnenden einfühlen könnten.

Dieser Aussage würden mit Sicherheit auch alle anderen Gesprächspartnerinnen und -partner zustimmen.

Astrid Bossert Meier

Aufmerksam sein in jeder Handlung

Eine gute Kinderbetreuung ist Eltern ein grosses Anliegen. Ihr Kind soll liebevoll betreut und gefördert werden. Die Kita soll ein sicherer Ort sein, wo die Bedürfnisse der Kleinen wahrgenommen werden. Was aber macht eine gute und professionell geführte Kita aus?

Isabelle Fiorentino und Cornelia Glenz, ein starkes Team, das sich für eine professionelle Kindererziehung einsetzt.

«Alle können Kinder erziehen.» Von dieser Aussage lassen sich Cornelia Glenz und Isabelle Fiorentino nicht provozieren. «Es ist schon so. Jedes Paar kann Kinder kriegen, und kein Gesetz schreibt vor, wie es seine Kinder erziehen soll. Das ist von der Gesellschaft so gewollt», lautet die Antwort von Cornelia Glenz, Leiterin der Kita Campus Luzern. Sobald es aber um ausserfamiliäre Erziehung gehe, sei die Sache eine ganz andere. Hier gebe es Kriterien, Auflagen und klare Vorstellungen. «Die Eltern erziehen nach ihren persönlichen Vorstellungen. Wir in der Kita arbeiten professionell.»

Wir haben professionelle Vorgaben

«Wir verstehen uns als Ergänzung, nicht als Konkurrenz zu den Eltern. Die Eltern sind Profis bezüglich ihres Kindes. Sie kennen es am besten und stehen ihm emotional am nächsten», sagt Gruppenleiterin Isabelle Fiorentino. Eltern würden die Kinder nach ihren persönlichen Erfahrungen und Vorbildern erziehen, auch aufgrund von Gesprächen im Freundeskreis. «Durch unsere Ausbildung und unsere pädagogischen Kenntnisse verfügen wir über ein breites Instrumentarium, um auf die Kinder adäquat zu reagieren. Wir wissen, in welchem Entwicklungsschritt sich ein Kind gerade befindet, und sind in der Lage, es entsprechend zu begleiten und zu fördern», erklärt Cornelia Glenz. Kinder zu betreuen, sei die Kernkompetenz von Fachfrauen und Fachmännern Betreuung, die in der Ausbildung in Theorie und Praxis erlernt werde. So wie das auch für alle anderen Berufe der Fall sei.

Was ist eine gute Kita?

Jede Kita hat ihr eigenes Konzept. Was macht eine gute Kita aus? Die beiden Profi-Erzieherinnen formulieren hohe Erwartungen: ein gelebtes Konzept, gut ausgebildetes Personal mit einem guten Betreuungsschlüssel, dauernde Weiterbildung, Förderung der Kinder auf der jeweiligen Stufe, Wertschätzung gegenüber Kindern, Eltern, Mitarbeitenden. Zur guten Kita gehört für die Leiterin Cornelia Glenz aber auch der umsichtige Umgang mit dem Team: «Meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass es den Mitarbeitenden gut geht, dass sie attraktive Arbeitsbedingungen haben und sich wertgeschätzt fühlen. Nur so kann das Team seine Arbeit mit den Kindern optimal wahrnehmen.»

Im Zentrum steht das Kind

Das Wichtigste im Konzept der Kita Campus Luzern ist, dass das Kind im Zentrum steht. Die professionelle Betreuungsarbeit sorgt für den Aufbau einer sicheren Bindung zum Kind, wahrt seine Integrität und erkennt und befriedigt seine Bedürfnisse. Zur Professionalität gehören aber auch die ganzheitliche Gestaltung des Alltags und dafür geeignete Räumlichkeiten. Isabelle Fiorentino erklärt die Vorstellung von «sicherer Bindung» an einem Beispiel: «Fällt ein Kind hin und weint, sind wir bei ihm, beruhigen und beobachten und schauen aufmerksam, welche Bedürfnisse es hat, und geben ihm bewusst Zeit. Im richtigen Moment begleiten wir das Kind ins Spiel zurück. Dabei spürt es, dass wir aufmerksam sind und seine Bedürfnisse ernst nehmen. Wir geben ihm Halt und Geborgenheit.»

Wir schauen hin, nicht weg

Cornelia Glenz verweist auf ihr Kinderschutzkonzept, für das die Kita Campus Luzern 2018 den zweiten Platz am Kinder- und Jugendaward des Kantons Luzern gewonnen hat. Das Kinderschutzkonzept sei eine Ergänzung zum pädagogischen Konzept und beschreibe, wie dessen Vorgaben (pädagogische Leitlinien,

Effizientes Arbeiten und Details nicht vernachlässigen.

Sich austauschen und reflektieren.

Elternarbeit, Qualitätssicherung, Entwicklungsschritte usw.) umgesetzt werden sollen. Die Frauen erklären das Kinderschutzkonzept am Beispiel Essen: «Wird das Kind gefüttert, ist das Betreuungspersonal aufmerksam, präsent und hält Augenkontakt mit dem Kind.» Wichtig sei das Erkennen seiner Signale, die jedes Mal anders sein könnten. Auch werde es aktiv in die Essenseingabe einbezogen, weil das seine Selbständigkeit fördere. «Aufmerksamkeit und Feinfühligkeit, das steckt in jeder einzelnen unserer Handlungen.»

Die beiden Gesprächspartnerinnen verweisen auf das Thema Gewalt: körperliche oder psychische Gewalt, allgemeine Vernachlässigung, sexuelle Ausbeutung, emotionale Vernachlässigung. «Subtile Gewalt, wie zum Beispiel ein Kind am Arm packen, ist so schnell passiert», sagt Isabelle Fiorentino: «Wir schauen hin, nicht weg, geben einander Rückmeldungen und sind selbstkritisch.»

> «Eltern erziehen nach persönlichen Vorstellungen – wir arbeiten professionell.»
>
> Cornelia Glenz, Leiterin Kita Campus

Ein anstrengender, wunderschöner Beruf

Ist die Betreuung von Kindern ein anstrengender Beruf? «Ja, auf jeden Fall!» Die Antwort kommt schnell und überzeugend. «Wir sind dauernd daran, fremde Bedürfnisse abzudecken, und tragen viel Verantwortung. Wir schleppen schwere Gewichte treppauf, treppab.» Betreuende gehen mit den Kindern bei jedem Wetter nach draussen und tragen nicht nur die Kleinen, sondern auch Kinderwagen und schwere Taschen. Sie ziehen 14 Kinder an und aus. «Wir haben viele Rollen: gegenüber Kindern, Eltern, der Institution und den Mitarbeitenden. Ich habe mal gezählt, und bin auf etwa 120 Rollen gekommen», sagt die Gruppenleiterin und fügt an: «Aber es ist ein wunderschöner Beruf. Wir bekommen auch sehr viel.»

«Der Beruf ist bei jungen Menschen sehr begehrt. Er ist abwechslungsreich und lässt Freiraum zu», ergänzt Cornelia Glenz. Wäre da nicht der niedrige Lohn. Es ist eine grosse Herausforderung, die Berufsfrauen und -männer längerfristig im Betrieb zu halten. Um eine Familie zu ernähren, reicht der Lohn nicht. Ein Grund für viele, sich beruflich weiter zu orientieren. Für die Kita-Leiterin wäre es wichtig, den Beruf Fachmann/Fachfrau Betreuung gesamtschweizerisch einer Funktionsbewertung zu unterziehen. So würden die Kompetenzen des Betreuungsberufes mit jenen anderer Berufe in der Schweiz verglichen. «Gäbe es diesen Vergleich, müssten unsere Löhne neu eingestuft werden. Hier müssen wir dranbleiben.»

Bernadette Kurmann

Hohe Konzentration und Präsenz gefordert

In der «Werkstatt Holz und Wort» der Stiftung Lebenshilfe Reinach arbeiten bis zu zehn Personen mit erheblichen Beeinträchtigungen. Die Begleitung dieser Menschen verlangt ein hohes Mass an Professionalität. Wie sie gelebt wird, zeigt ein Einblick in den Arbeitsalltag.

Die «Werkstatt Holz und Wort» ist im Grundgeschoss des 2015 eingeweihten Neubaus im Breiti-Quartier in Reinach untergebracht. In diesem hellen und schlichten Raum verbringen bis zu zehn Klientinnen und Klienten ihren Arbeitstag. Es sind Erwachsene mit kognitiver, psychischer oder mehrfacher Beeinträchtigung, auch mit Autismus-Spektrum-Störungen und weiteren Verhaltensauffälligkeiten.

Den Tag sorgfältig planen

Um 7.45 Uhr trifft sich das Begleitteam in der Werkstatt. Nebst Gruppenleiterin Claudia Bischofberger (u.a. Bewegungspädagogin, Kunsttherapeutin) gehören eine Fachperson Betreuung FaBe, eine Quereinsteigerin, eine Sozialpädagogin HF in Ausbildung und eine Praktikantin dazu. Ausnahmsweise ist das Team heute komplett. Normalerweise begleiten drei bis vier Mitarbeitende die acht bis zehn Klientinnen und Klienten. 45 Minuten bleiben, bis die Klienten gegen 8.30 Uhr eintreffen werden. «Das ist eine wichtige Zeit», sagt Claudia Bischofberger. Das Team nützt sie, um den Tag zu planen und sich gegenseitig zu informieren. Es wird geklärt, welche Mitarbeiterin heute für welche Klientin Ansprechperson sein wird oder welche Termine anstehen – beispielsweise die Sitzung einer Bewohnerin mit ihrer Psychiaterin. Zudem bespricht das Team, wie die anwesende Journalistin vorgestellt werden soll. «Unsere Klientinnen und Klienten sind emotional sehr filigran», erklärt Teamleiterin Claudia Bischofberger. «Schon kleine Vorkommnisse oder Veränderungen können grosse Ängste auslösen.» Schreien, Selbst- oder Fremdverletzungen sind mögliche Folgen.

Am Arbeitsleben teilhaben

Ab 8.30 Uhr treffen die Klientinnen und Klienten ein. Ihr Handicap zeigt sich nicht auf den ersten Blick. So unterschiedlich die Persönlichkeiten sind, ihnen gemeinsam ist, dass sie einen eng begleiteten Arbeitsalltag brauchen, wie er in der «Werkstatt Holz und Wort» geboten wird. Dieser Rahmen ermöglicht ihnen, am Arbeitsleben teilzuhaben. Denn der Wert der sinnstiftenden Tätigkeit, das Eingebundensein in die Arbeitswelt trotz Schwerst- oder Mehrfachbehinderung, wird in der Stiftung Lebenshilfe hochgehalten.

Stabiler Alltag ist wichtig

Erste Priorität hat nicht die Produktivität, sondern dass die Klientinnen und Klienten einen stabilen Arbeitstag verbringen. Damit dies gelingt, ist vom Werkstatt-Team hohe Konzentration und Präsenz gefordert. «Professionell arbeiten heisst bei uns, ständig sich selber, das Geschehen im Raum und im Team zu reflektieren», so Claudia Bischofberger. Man müsse fähig sein, kleinste Anzeichen von aufkeimenden Konflikten wahrzunehmen, Gefühle zu regulieren und Negatives in positive Bahnen zu lenken. Das erfordert Flexibilität und kann bedeuten, pädagogische Ziele für den Moment nicht weiterzuverfolgen, sondern den Fokus darauf zu legen, die begleitete Person wieder in eine emotionale Stabilität zu begleiten.

Augenmerk auf Aggressionen

Dem Thema Aggressionsmanagement wird sowohl in der Werkstatt als auch in den Wohngruppen besondere Beachtung geschenkt. Claudia Bischofberger ist ausgebildete Aggressions-Management-Trainerin. Gemeinsam mit einem weiteren Trainer hat sie das gesamte Personal nach dem Phasenmodell von Breakwell geschult und erteilt obligatorische Refreshing-Kurse. Das Konzept beinhaltet auch ein Nachsorgeteam, welches, vergleichbar mit einem polizeilichen Care-Team, Mitarbeitende nachbetreut, die einer Aggression ausgesetzt waren. Bezüglich Bildungskultur stellt Claudia Bischofberger ihrer Arbeitgeberin ein gutes Zeugnis aus: Zwei jährliche interne Weiterbildungstage, die Mitfinanzierung von persönlichen Weiterbildungen oder die Möglichkeit von Teamsupervisionen schätzt sie. «All das hilft uns, professionell zu arbeiten.»

Stiftung Lebenshilfe

Die Stiftung Lebenshilfe bietet in Reinach und Umgebung ein umfassendes Wohn- und Arbeitsangebot. Insgesamt werden rund 260 Menschen mit einer leichten bis schweren kognitiven oder Mehrfachbeeinträchtigung begleitet. Das Angebot umfasst 30 Plätze im Bereich Bildung, 160 Plätze im Bereich Arbeit und 100 Plätze im Bereich Wohnen – darunter auch spezielle Wohngruppen mit Intensivbegleitung und geschützter Wohnumgebung.

www.stiftung-lebenshilfe.ch

Ideen umsetzen.

Ständig reflektieren

In der Werkstatt wird heute ernsthaft und mehrheitlich konzentriert gearbeitet. Fredi* diktiert einer Mitarbeitenden eine Geschichte, welche sie für ihn aufschreibt, Maja arbeitet an einer Karte für einen abwesenden Mitbewohner, Stefan fertigt am Computer Namenskärtchen, Brigitte schleift an einer Werkbank ein Holzstück. Dass eine kleine Episode schnell zu Spannungen führen kann, zeigt sich beim gemeinsamen Mittagessen. Eine Klientin betitelt ihre Tischnachbarin mit einem Schimpfwort. Die sanfte Intervention der Begleitperson löst sogleich Tränen aus. Mit Unterstützung findet die Klientin einen Ausweg und reicht ihrer Tischnachbarin die Hand. Die Situation hat sich schnell entspannt. Das gelingt dem Team nicht immer. «Wir arbeiten hier mit unserer ganzen Persönlichkeit. Das ist Stärke und Schwäche zugleich», sagt Claudia Bischofberger. Es gelte anzuerkennen, dass das Verhalten eines Klienten bei ihr als Mitarbeitenden etwas auslöse. «Darum ist es wichtig, dass ich wahrnehme, wenn mich beispielsweise jemand nervt, und ich erkenne, was gerade abläuft.» Diese Präsenz auf hohem Niveau sei das Herausfordernde ihrer Arbeit. «Körperlich ist unser Beruf nicht belastend. Aber der Kopf wird müde. Das lässt mich abends oft kaputt ins Bett fallen.»

* Alle Namen der Klientinnen und Klienten von der Redaktion geändert.

Astrid Bossert Meier

Was verlangen Sie von Ihren Mitarbeitenden bezüglich professioneller Arbeit?
Philippe Crameri, Bereichsleiter und stv. Geschäftsführer Stiftung Lebenshilfe: Die Basis von professioneller Arbeit ist die konsequente Bedarfs- und Lösungsorientierung. Das ist ein hoher Anspruch. Gestern ging ein Klient vielleicht seiner gewohnten Arbeit nach. Dann kommt etwas Störendes wie beispielsweise ein Konflikt in der Werkstatt dazu, wodurch sich der Bedarf sehr schnell ändern kann. Unsere Teams sind tagtäglich gefordert, neue Lösungen zu finden, damit der Alltag funktioniert.

Welche Werte werden bei Ihnen hochgehalten?
Im Zentrum steht der Klient, die Klientin. Ich weiss, das sagt jede soziale Institution von sich. Aber dieser Wert wird bei uns wirklich gelebt. Nicht der Klient muss sich unseren Strukturen anpassen, sondern wir müssen uns ihm anpassen. Ich verstehe, dass ein Mitarbeiter nach Jahren an den Punkt kommen kann, dass er müde wird, weil er vielleicht schon viele Lösungsversuche unternommen hat. Trotzdem stelle ich nicht in Frage, ob der Klient in unserer Institution bleibt oder nicht. Hier ist sein Zuhause, wir haben uns an ihm zu orientieren.

Der wirtschaftliche Druck auf soziale Institutionen nimmt zu. Was heisst das bezüglich Professionalität?
Die Menschen, die wir begleiten, sind tatsächlich zunehmend von Sparmassnahmen betroffen. Dadurch wird ihre Teilhabe an der Gesellschaft eingeschränkt. Wir können auch mit weniger Geld professionell arbeiten. Aber das Angebot wird eingeschränkt. Angehörige wünschen sich beispielsweise, dass weiterhin ein Kinobesuch oder ein Ausflug möglich ist. Fakt ist jedoch, dass wir mit weniger Mitteln auch weniger Leistung erbringen können.

60 Jahre CURAVIVA hsl – erfahren, frisch und mutig

Die Höhere Fachschule für Sozialpädagogik hsl wird 60. Kaum zu glauben, aber wahr. Man sieht es ihr überhaupt nicht an! Wie macht sie das bloss? Drei Thesen.

Erfahren

In 60 Jahren ist die hsl zu einer gefestigten Persönlichkeit gereift. Mit beiden Beinen steht sie fest in Theorie und Praxis. So mancher Trend ist gekommen und wieder gegangen. Stets wachsam hat sie diese verfolgt. Hat aufgenommen, was zu ihr passt. Und milde lächelnd weiterziehen lassen, was nicht von Bestand war. Nie hat sie ihren Auftrag aus den Augen verloren: Persönlichkeiten zu stärken und auszubilden für den Dienst an anderen Menschen. Die Kleider haben sich geändert, der Auftrag ist geblieben.

Die hsl ist eine allseits geachtete und beliebte «Dame». Wo immer man eintritt in eine sozialpädagogische Institution, begegnet man ihren Kindern und Kindeskindern. Meist dauert es nicht lange, und diese kommen ins Schwärmen. Mit leuchtenden Augen erzählen sie von ihrer tollen Ausbildungszeit: von der zugewandten Art dieser vitalen «Lady», ihrer menschenfreundlichen Haltung, ihrer praktischen Veranlagung und ihrem gestalterischen Geschick, von Feiern und Lagern, Projekten, gehaltvollem Unterricht, spannendem Austausch. Und vor allem von der eindrücklichen Persönlichkeit der hsl, an der sie sich reiben konnten. Um zu werden, was sie heute sind.

Frisch

Erfahren? Ja sicher. Festgefahren und unbeweglich? Keineswegs.

Immer wieder schafft es die hsl, die Ausbildung der zukünftigen Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen zu aktualisieren und den Anforderungen der Praxis anzupassen. Dazu überdenkt und analysiert sie agil und behände bestehende Elemente. Dabei ist sie engagiert und voller Elan bei der Sache.

Das heisst bisweilen auch, mit vielen Bällen gleichzeitig zu jonglieren, hie und da einen fallen zu lassen, um neue und frische ins Spiel zu bringen.

Erfahren: Ja sicher, und dabei voller beweglicher Frische.

Mutig

Mutig sein fordert von der hsl, klar und mit viel Know-how eigene Wege zu gehen. Für die erfahrene und frische «Lady» eine Selbstverständlichkeit. Mutig kann auch heissen, Altbewährtes zu hinterfragen, Neues einzubinden und sich durch ein eigenes, prägnantes Ausbildungsprofil in der Bildungslandschaft zu positionieren.

Mutig fordert sie die Studierenden auf, mit den verschiedenen Bällen der Ausbildung zu spielen. Theoretische Ansätze mit ihrem Berufsalltag zu verbinden, methodische Modelle auszuprobieren und es zu wagen, diese neugierig und kritisch zu hinterfragen und zu diskutieren.

60 Jahre CURAVIVA hsl – erfahren, frisch und mutig. Ein Grund zum Feiern!

Petra Hegi, Stefan Bolzern

Neue, motivierte und kreative Mitarbeitende

Altbekannte Gesichter, was es mit Pingpong-Bällen an der hsl auf sich hat und was unsere Auszubildenden besonders schätzen.

Rahel Huber

Seit dem 7. Januar ist Rahel Huber (ehemaliges Vorstandsmitglied von CURAVIVA) am Abendweg unterwegs. Leise rollt sie am Morgen mit dem Auto (das mit dem grossen Union-Jack-Sticker) auf den Parkplatz ein. Zu finden ist sie danach irgendwo im Haus, überall dort, wo ein Arbeitsplatz in der Weiterbildung frei ist. Rahel Huber widmet sich während ihrer Arbeitszeit den Themen UN-BRK (UN-Behindertenrechtskonvention) und unserer eigenen Lebensqualitätskonzeption.

Mariette Zurbriggen

Ein Abschied muss nicht endgültig sein, und das freut uns sehr. Mariette Zurbriggen hat sich nach mehr als sechs Jahren als Kursleiterin der Höheren Fachschule für Kindererziehung hfk verabschiedet und hat in die Stabsstelle Berufsbildung gewechselt. Sie übernimmt dort die Ressortleitung Berufsbildung. In dieser Funktion ist sie hauptsächlich für die Weiterentwicklung der sozialen Berufe zuständig. Wir sind froh, dass das grosse Know-how von Mariette Zurbriggen unserem Betrieb erhalten bleibt, und wünschen ihr viel Freude bei ihren neuen Herausforderungen.

Der Ball rollt

Das neue Jahr 2019 ist für den Geschäftsbereich Bildung ein ganz besonderes Jahr. Der traditionelle Neujahrsapéro war gleichzeitig der Auftakt ins Jubiläumsjahr der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik hsl. Musik-Dozent Leo Bachmann kreierte eigens für diesen Anlass eine Pingpong-Performance, die den Ball ins Rollen brachte. Neugierig? Mehr dazu auf der Website: www.hsl-luzern.ch

Nach aussen sichtbar wird das Jubiläum dieses Jahr bei den Projektpräsentationen, dem Schulfest und dem offiziellen Festakt Ende November 2019.

Unsere Lernenden sind top

Haben Sie gewusst, dass wir nicht nur Studierende und Kursteilnehmende ausbilden, sondern auch selber Lernende haben? Es sind drei junge Menschen, die eine kaufmännische Ausbildung absolvieren – und diese bereitet ihnen offensichtlich Spass. Finden Sie heraus, welche Aussage von wem stammt?

A: «Mir persönlich gefällt am besten, dass man Verantwortung übernehmen kann und dass wir Lernenden die Chance haben, zwei Mal für drei Monate am Hauptsitz von CURAVIVA in Bern zu arbeiten.»

B: «Ich schätze es sehr, dass bei CURAVIVA in jeder Abteilung tolle Menschen arbeiten und man immer gut betreut ist. Ich habe jeden Tag Spass im Büro.»

C: «An der Ausbildung bei CURAVIVA Schweiz schätze ich die Vielfalt an Abteilungen in Luzern und Bern sowie die abwechslungsreichen Arbeiten innerhalb der Abteilungen.»

A: Alanis De Nisi, 2. Lehrjahr. B: Din Spahic, 1. Lehrjahr. C: Nina Richner, 3. Lehrjahr.

Von links: Nina Richner, Alanis De Nisi, Din Spahic.

Berner «Idealistenkiste» vereint Welten

Hier arbeiten Profis und Laien gemeinsam, Menschen mit Beeinträchtigung und Menschen ohne. «Heitere Fahne» ist ein inklusives Kulturlokal mit Beiz und Theatersaal. Seit fünf Jahren engagiert sich das Kollektiv mit viel Idealismus. Und wenig Geld.

«Hat es ‹Gfröörli› im Saal?» Rahel Bucher steht vor der Bühne der historischen Brauereiwirtschaft in Köniz. Einst fanden hier Essen und Bälle der Gurtenbrauerei statt. Seit 2013 bietet im altehrwürdigen Gebäude das inklusive Kulturhaus «Heitere Fahne» ein wöchentliches Programm aus Kultur, Sozialem und Beiz. An diesem Freitagabend ist «Für immer und dich» angesagt, ein Theaterstück aus der Feder von Rahel Bucher. Jetzt steht die Journalistin und Dramaturgin als Vertreterin des Trägervereins «Kollektiv FreiRaum» vor dem Publikum und will wissen, wer schnell friere. «Wir werden im Saal die Heizung abstellen, dann wird es etwas kälter.» Einige Hände heben sich. Das Servicepersonal verteilt Wolldecken. Dann übernehmen die Schauspielerinnen und Schauspieler. Vorhang auf!

Freaks oder Stars

Zwei Stunden vor Spielbeginn treffen die Gäste ein. Bunt durchmischt ist das Publikum: Kulturaffine sind anwesend, Vertreter der linksalternativen Szene, schicke Urbane und Leute, die den Eindruck hinterlassen, sie hätten vor einer Stunde noch in einem Büro in Bundesbern gesessen. «Heitere Fahne» vereint Welten.

Es ist eine kalte Winternacht. Draussen auf der Terrasse spenden zwei Feuer Wärme, daneben wird Punsch ausgeschenkt. Drinnen, in der wohlig geheizten Gaststube, sitzt Katrin Jenni. Als Erste hat sie sich am Tisch niedergelassen, an dem die sieben Darstellenden das Nachtessen einnehmen werden. Ihr Blick wandert auf und ab. Nervös sei sie. «Obwohl ich schon viel Theater gespielt habe, plagt mich das Lampenfieber.» Nicht eben dienlich sei, dass die Generalprobe «voll in die Hose» ging. «Aber es heisst ja, das sei ein gutes Omen.»

Vier Mitglieder des Ensembles sind Profis. Zu ihnen gehören Resli Burri – eine Berner Musiklegende; unter anderem hat er bei der Mundart-Institution Patent Ochsner mitgespielt. Oder Andri Schenardi – derzeit ist er als Gast im Schauspielhaus Graz engagiert; eine breite Öffentlichkeit kennt ihn durch seine Hauptrolle im Luzerner Tatort «Die Musik stirbt zuletzt». Seite an Seite mit den Profis stehen drei Menschen mit Beeinträchtigung. Gemeinsam erzählen sie, musizieren sie, überzeugen sie. Ihr Credo laute «Freaks oder Stars», sagt Rahel Bucher im Gespräch. Im Kollektiv sind alle gleich.

Das Ensemble von «Für immer und dich» erzählt die Lebensgeschichte eines Ehepaares und untermauert sie mit Liebesliedern. Foto: Roman Brunner

Bankett und Theater

Mittlerweile hat es sich die Mehrheit der Gäste an den Tischen im Theatersaal bequem gemacht. Gut gelauntes Personal serviert ein mehrgängiges, schmackhaftes Menü. Auch hier arbeiten Menschen mit Beeinträchtigung Hand in Hand mit solchen ohne. In der Küche ebenso, an der Theke wiederum portionieren Asylsuchende die Speisen. Dazu Rahel Bucher: «Der inklusive Charakter unserer Organisation zeichnet sich aus durch das Engagement von Menschen mit und ohne Behinderungen, Menschen mit Migrationshintergrund, Menschen mit psychischen Herausforderungen und Personen, die sich in sozial schwierigen oder abhängigen Situationen befinden.» Mit Blick auf die unterschiedlichsten Geschichten gebe es keine vorgefertigten Gefässe. «Jeder bekommt seine Individuallösung.»

«Heitere Fahne» bringt zusammen – Mitarbeitende wie auch Gäste. Ob er Gastrokritiker sei, will ein Kellner vom Verfasser dieser Zeilen wissen. Eine Tischnachbarin fragt etwas später, ob er das Theaterstück rezensiere. Weder noch. Und gleichwohl beides. Das ist symptomatisch für die Vielfalt von «Heitere Fahne». Das Angebot ist weit gefächert: Der Betrieb der Beiz gehört genauso dazu wie ein Mittagstisch für rund 80 Kinder aus Köniz. Zudem gibt es ein umfangreiches kulturelles Angebot – mit Eigenproduktionen und externen Darbietungen. Bestandteil des

Die kulturellen Anlässe von «Heitere Fahne» finden im Saal der historischen Wirtschaft der Gurtenbrauerei statt. Foto: zvg

Programms ist ferner «Säbeli Bum» – ein jährlich stattfindendes inklusives Festival für «Freaks und Stars». Letzten Sommer feierte es den zehnten Geburtstag.

Liebe und Leben

Das Publikum ist verköstigt. Das Ensemble hat losgelegt. Katrin Jennis Nervosität scheint verflogen zu sein. Ohne nennenswerte Probleme gibt sie ihre reichhaltigen Textstellen zum Besten. «Für immer und dich» basiert auf einem Interview, das Autorin Bucher mit einem betagten Ehepaar geführt hat. Zum Zeitpunkt des Gesprächs war dieses 68 Jahre lang verheiratet. Nun geben die sieben Personen auf der Bühne die Konversation wieder. Der Wortlaut entspricht exakt dem, was die Salzmanns aus Niederscherli seinerzeit aufs Diktiergerät gesprochen haben. «Mit allen Ähs und Ähms», wie Rahel Bucher betont.

> «Jeder kriegt seine Individuallösung.»
>
> Rahel Bucher, Trägerverein «Kollektiv Frei-Raum»

Es ist die Geschichte einer langen Beziehung samt etlichen Freuden und Leiden. Untermauert wird sie durch Liebeslieder, vorgetragen und instrumental begleitet von allen Schauspielenden. «Liebesliederabend» lautet denn auch der Untertitel des Stücks. Die Bandbreite des Dargebotenen ist gross. Bald lacht der ganze Saal, bald ist es mucksmäuschenstill – die Zuschauerinnen und Zuschauer geraten ins Grübeln, erkennen sich im Stück selber. Ein Merkmal, das gute Literatur auszeichnet. «Für immer und dich» hat dieses Prädikat verdient.

Preise und Geldsorgen

«Idealistenkiste»: so bezeichnet Rahel Bucher «Heitere Fahne». Viel basiert auf Freiwilligkeit. Rund hundert Personen engagieren sich unentgeltlich. Die dreissig Mitglieder des Kernkollektivs – Handwerker, Sozialarbeitende, Grafikerinnen, Journalistinnen, Kunst-, Kultur- und Theaterschaffende – wiederum arbeiten zu geradezu asketischen Bedingungen: Der Einheitslohn beträgt 1500 Franken pro Monat. Ziel wären 4000 Franken. Doch davon ist man noch weit entfernt. Denn nur schon der Unterhalt des alten Gebäudes frisst viele Ressourcen.

Obwohl der Trägerverein in letzter Zeit einige Preise und Auszeichnungen erhalten und ihm unter anderen die katholische Kirche des Kantons Bern für die nächsten zwei Jahre je 70 000 Franken zugesichert hat: Geldsorgen gehören zum Alltag. Das ist auch der Grund, warum im Saal während des Theaters die Heizung abgeschaltet wird. Das stört aber kaum jemanden. Auch die «Gfröörlis» vergessen vor lauter Freude über die Darbietung auf der Bühne, dass das Thermometer etwas gesunken ist.

David Koller

Musik sichtbar machen

Lilly Kahler übersetzt Musik in Gebärdensprache. Der Aufwand dafür ist enorm. Die Wirkung ebenso.

Die Facetten der Musik: laut und leise, tief und hoch, Stakkato, moderato oder pianissimo. «All das lässt sich in Gebärdensprache übersetzen», sagt Lilly Kahler (Jahrgang 1967). Hat ein Stück Text, fliesst auch er mit ein. «Dabei haben wir Dolmetscherinnen und Dolmetscher auf den ‹Timelag› zu achten.» Will heissen: «Wir dürfen nicht in Rückstand geraten und müssen bereit sein für den Live-Moment.» Spricht ein Sänger das Publikum an, «sind wir blitzschnell bereit, dies zu übersetzen», um danach gleich wieder zurück zum Gesang zu wechseln. «Wir müssen deshalb alle Songs sehr gut kennen.» Entsprechend aufwändig ist die Vorbereitung: Ein zweistündiges Live-Konzert bedeutet gut und gerne 80 Stunden Arbeit.

Premiere in der Kirche

«Wie? Sag mir, wie sie spielt!» Lilly Kahler erinnert sich gut an ihr erstes Mal. In einer Kirche fand ein Jubiläumsgottesdienst mit Gehörlosen statt. Zum Auszug erklang die Orgel. Wie gewohnt informierte Kahler, dass nun Musik spiele. Ein gehörloser Mann aus dem Publikum forderte sie auf, zu übersetzen, wie diese Orgelmusik klinge. Sie begann, die fliessende Art der Melodie zu übersetzen – Rhythmus und Takt durch entsprechende Handbewegungen. Gebannt sahen die Gehörlosen zu. «In diesem Moment habe ich die Legitimation – ja den Auftrag – erkannt, auch Musik zu übersetzen.»

Lange ist das her. Seither hat sie verschiedenste Anlässe übersetzt. Musicals, Pop-, Rock-, Mundart- oder Kinderkonzerte. «Gehörlose wollen Musik verstehen und wissen, warum Hörende so sehr darauf abfahren.» So gibt es gehörlose Eltern, die mit ihren hörenden Kindern ein Konzert besuchen. «Oder jemand, der die Band seines Lebenspartners erleben möchte.»

Von der Fotofachverkäuferin zur Dolmetscherin

Von ihrem Büro im Gehörlosenzentrum in Zürich Oerlikon aus koordiniert Lilly Kahler ihre vielfältigen Engagements. Zum einen die selbständige Arbeit als Coach und Erwachsenenbildnerin mit dem Angebot «MiA – Musik im Auge». Damit vermittelt sie Kompetenzen für das Übersetzen von Musik. Das Angebot ist das Einzige dieser Art in der Deutschschweiz. Im Gehörlosenzentrum befindet sich auch das Büro des Vereins für Musik und Gebärdensprache (MUX), für den sie ehrenamtlich im Vorstand mitarbeitet. Zudem hat sie zwei Teilzeitpensen für Organisationen der Erwachsenenbildung.

Ihr Werdegang ist ebenso vielfältig. Begonnen hat er mit einer Lehre als Fotofachverkäuferin. Dieser folgten eine Handelsschule und ein Auslandaufenthalt. Später bildete sie sich zur Dolmetscherin für Gebärdensprache und zur Ausbildungsleiterin mit eidgenössischem Diplom weiter. Heute arbeitet sie vorwiegend für die Erwachsenenbildung – mit hörenden wie auch gehörlosen Teilnehmenden.

Warum Gebärdensprache? Viele erlernen sie wegen Verwandten oder Bekannten. Nicht so Lilly Kahler. Bei ihr war es die Liebe zu Sprachen. Nach einem Jahr in Grossbritannien wollte sie Englisch-Dolmetscherin werden. Doch dazu fehlte ihr die Matura. Dann las sie, dass es diesen Job auch für Gebärdensprache gibt. Sie besuchte nach einigem Zögern die Kurse 1 und 2 und meldete sich für die Dolmetscherausbildung an.

> «Gehörlose wollen Musik verstehen und wissen, warum Hörende darauf abfahren.»
>
> Lilly Kahler

«Ich war noch nicht auf dem notwendigen Niveau.» Doch es war eine Pionierzeit, «die Lehrer ermutigten mich dazu». Sie schaffte die Aufnahmeprüfung und realisierte bald, «dass ich einen extrem komplexen Beruf erlerne». Abschrecken liess sie sich davon nicht. Nach zwei Jahren Grundausbildung war es so weit: Erstmals übersetzte sie für Gehörlose. «Ich bin da völlig reingerutscht. Habe mich aber scheinbar im Lauf der Jahre zu einer guten Dolmetscherin entwickelt, wie Feedbacks zeigen.»

Arbeiten in der Minderheitenkultur

Obwohl es im Gespräch mit Lilly Kahler um sie gehen sollte, stehen mehrheitlich Gehörlose im Zentrum. Sie ereifert sich, wenn sie von früher spricht – der Epoche der «Schwarzen Pädagogik»: Lange war Gebärdensprache an Schulen verboten. «Verwendeten sie Kinder dennoch, wurden sie von Lehrern gezwun-

Lilly Kahler übersetzt beim Opernhaus Zürich am Anlass «Oper für alle» das Stück «Land des Lächelns» (Juni 2018). Foto: zvg

gen, auf ihren Händen zu sitzen.» Unter sich jedoch kommunizierten sie gleichwohl auf diese Art und Weise.

Obwohl sich heute viel gebessert habe, gebe es immer noch etliche Missstände. Etwa das Bildungsdefizit: Gehörlose müssen sich Lerninhalte regelrecht erkämpfen. «Nach wie vor gibt es zu wenig Pädagoginnen oder Hochschullehrpersonen, die selbst gehörlos sind.» Somit müssen Dolmetscherinnen und Dolmetscher eingesetzt werden. Lilly Kahler stand auch schon an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern hsl im Einsatz für die Ausbildung gehörloser Studierender. «Der Weg für bildungshungrige Gehörlose ist steinig, denn die kostenintensiven Dolmetscherleistungen müssen von IV-Stellen bewilligt werden.» Nicht überall fallen die Entscheide positiv aus.

Heureka-Moment an der Tupperware-Party

Gehörlosigkeit sichtbar machen: Lilly Kahler träumt wie viele von der vollwertigen Anerkennung der Gebärdensprachen als offizielle Landessprachen. Die WHO schätzt, dass ein Promille der Weltbevölkerung gehörlos ist – in der Schweiz sind es zwischen 8000 und 10 000 Personen. «Sie sind eine Minderheitenkultur mit einer eigenen Sprache.» Diese hat sich etymologisch entwickelt, verändert sich wie Lautsprachen laufend und besitzt regionale Varietäten: In der Deutschschweiz gibt es fünf Dialekte. Weltweit bestehen ungefähr 140 Gebärdensprachen – wie bei den Lautsprachen sind längst nicht alle untereinander verständlich.

«Wir Dolmetschende sorgen dafür, dass sich Gehörlose und Hörende auf Augenhöhe begegnen.» Weil die Kommunikation mit ihnen schwierig ist – oder zumindest ungewohnt –, würden Gehörlose oftmals unterschätzt. Lilly Kahler nennt ein auf den ersten Blick profanes Beispiel: «Ich habe für eine gehörlose Mutter an einer Tupperware-Party mit hörenden Müttern aus dem Quartier übersetzt.» Alle waren überrascht, wie viel sie zu sagen hatte und wusste. «Erstmals wurde der Frau echte Anerkennung zuteil.» Für die Mutter sei der Anlass extrem wichtig gewesen, «ein Heureka-Moment». Auch Musik kann für solche Momente sorgen. Diese macht Lilly Kahler mit ihrem Engagement für Gehörlose sichtbar. Und Gehörlosigkeit für Hörende ebenso.

David Koller

MUX
Verein für Musik und Gebärdensprache
www.mux3.ch

Die andere Seite von …

Jeannette Paul

Jeannette Paul ist Kursleiterin und Dozentin an der Höheren Fachschule für Kindererziehung hfk seit deren Bestehen. Sie unterrichtet und begleitet Studierende während ihrer Ausbildung. Als Sozialpädagogin und ehemalige pädagogische Leiterin und Ausbildungsverantwortliche eines Kinderheims ist sie für diese Aufgabe prädestiniert. Sie liebt ihre Arbeit: die Vielfalt, die Auseinandersetzung mit den Studierenden, und vor allem darf sie sich immer wieder mit neuen pädagogischen Themen auseinandersetzen – aktuell mit der «forschenden Haltung».

Für mich dürfte der Tag ruhig mehr als 24 Stunden haben. Vielleicht wäre es dann besser möglich, all meine Interessen auszuleben. Für diese Rubrik habe ich zwei wichtige Hobbys ausgewählt.

Ich stricke leidenschaftlich gerne

Vor allem Mützen. Es beruhigt mich, wenn in meinen Händen etwas wächst, und ich mit Farben und Mustern gestalten kann. Meistens stricke ich am Abend, stelle ein Hörbuch an oder höre Musik, und nach drei Stunden ist mein Werk fertig. Meine Leidenschaft begann mit einem Besuch in Mailand. Dort sah ich eine Mütze, die ich auf der Stelle kaufen wollte. Wäre da nicht der Preis gewesen: 350 Euro! «Das ist mir zu teuer. Das kann ich auch selber», sagte ich zu mir und machte ein Foto. Mein erstes Werk gelang auf Anhieb, es folgte das zweite, dritte … Freundinnen fanden die Mützen toll. Bald zeigten auch Läden Interesse und ich gründete das Label «schapeau». Noch vor drei Jahren strickte ich während eines Winters an die 150 Kappen. Das war zu viel. Inzwischen habe ich abgebaut.

Die «Tavolata» ist der Renner

Obwohl im Glarnerland und am Zürichsee aufgewachsen, bin ich in Zug fest verwurzelt. Meine Freundin Monika ist Köchin und liebt die italienische Küche. Ihr Traum: Eine «Tavolata» zu führen, wo viele Leute zusammenkommen, die sich nicht kennen. Sie bat mich, den Teil «Chef de Service» zu übernehmen. Weil mir die Idee gefiel, sagte ich spontan zu. Damit sind wir beim zweiten Lieblingshobby angelangt. Die «Tavolata» ist in Zug zum Renner geworden. Zwischen sechzig und siebzig Personen nehmen in der Regel teil. Es gibt wunderbare italienische Vorspeisen, selbstgemachte Pasta und Ravioli mit verschiedenen Saucen, ein Dessertbuffet. Eine hausinterne Musik spielt auf. Manchmal singe ich sogar mit. Mit einer Kollegin zusammen sorgen wir für den perfekten Service. Ich mag das Gesellige, und es macht mir Freude, wenn sich alle wohlfühlen. Bis alles aufgeräumt ist, bricht schon bald der Morgen an. Natürlich habe ich vorgesorgt und mir den Tag danach freigenommen.

Aufgezeichnet von
Bernadette Kurmann

Agenda

Aktuelle Weiterbildungen

Medienpädagogik – Kinder und Jugendliche im Umgang mit digitalen Medien begleiten
18. April 2019, Luzern

«…ob ich lach' oder sing'» – Singen und Klingen im Pflegealltag
3. Mai 2019, Luzern

Tagesverantwortung kompetent gestalten – Organisation, Planung, Pflegeprozess
3. Mai bis 20. August 2019 (8 Tage), Luzern

Arbeitsgestaltung für Menschen mit Beeinträchtigung in Küche und Hauswirtschaft
7./8. Mai, 3./4. Juli, 11./12. September 2019 (6 Tage), Zürich

Kompetenter Küchenalltag in der Sozialpädagogik und Kinderbetreuung
16. Mai 2019, Zug

Resilienz – Schutzschirm unserer Psyche
17. Mai 2019 Luzern

Tagung:
Ohne Worte viel gesagt – Nonverbale Sprache von Menschen mit Demenz verstehen
2. Mai 2019, Luzern

Alle aktuellen Angebote unter
www.weiterbildung.curaviva.ch

CURAVIVA Weiterbildung
www.weiterbildung.curaviva.ch
weiterbildung@curaviva.ch
Telefon 041 419 01 72

Impressum

CURAVIVA Bildung
Abendweg 1, 6000 Luzern 6
Telefon 041 419 72 53
bildung@curaviva.ch
www.curaviva.ch

Herausgeberkommission:
A. Bossert Meier, S. Herren,
J. Paul, F. Parmiggiani,
P. Stadelmann, M. Zentner
Redaktion: A. Bossert Meier,
F. Parmiggiani
Design und Layout: frappant.ch
Auflage: 7300 Exemplare
Erscheinungsweise: 3-mal jährlich